

EUGEN LEMBERGS „NATIONALISMUSTHEORIE“*

Jede wissenschaftliche Arbeit kann auf zwei Weisen analysiert werden: Man kann sie aus ihrer Zeit heraus begreifen und ihren unmittelbaren Einfluss auf die zeitgenössische Forschung untersuchen, oder ihrem Weiterleben nachgehen, ihre Wirkungsgeschichte nachzeichnen. Dabei zeigt sich, dass die meisten Werke mit der Zeit immer weniger rezipiert werden, bis sie schließlich zum bloßen bibliographischen Hinweis absinken. Das ist das Schicksal jeder wissenschaftlichen Untersuchung. Eugen Lembergs zweibändiges Werk über den Nationalismus aus dem Jahr 1964, dem ich mich im Folgenden auf beiden angedeuteten Ebenen nähern werde, bildet hier keine Ausnahme.

Zweimal habe ich mich mit Eugen Lembergs Nationalismustheorie auseinandergesetzt, allerdings immer mit jenen Abschnitten seines Werkes, die dem Prozess der Formierung moderner Nationen gewidmet sind, nicht mit seinen Überlegungen zu den in der Gegenwart politisch wirksamen Aspekten des Nationalismus. Das erste Mal befasste ich mich kurz nach dem Erscheinen von Lembergs Nationalismusbuch mit seinen Ideen, genau zu der Zeit, in der ich mich nach methodischen und terminologischen Inspirationen umsah, die mir den Einstieg in meine komparative Untersuchung nationaler Bewegungen erleichtern sollten. Anfang der 1990er Jahre, als ich mich mit der Entwicklung von Theorien und Konzepten zu nationalen Formierungsprozessen beschäftigte, las ich Eugen Lemberg zum zweiten Mal. Ich begegnete seinen Theorien also in unterschiedlichen Etappen meiner eigenen Forschungen und unter veränderten gesellschaftlichen Umständen. Und es waren zwei völlig verschiedene Motive, die mich zu Lembergs Werk führten.

Im ersten Fall sah ich, dass Lembergs Buch am Ende einer langen Reihe von Werken über die Nation und die Nationsbildung stand, von denen ein großer Teil einer primordialistischen Sicht verpflichtet und mit einem politischen Narrativ verbunden war, während ein kleinerer Teil wie die Arbeiten von Hans Kohn oder Elie Kedourie eher spekulativ vorgingen. Und schließlich arbeitete ich in einem Land, in dem noch immer das stalinistische Modell als verbindlich galt. Was konnte Lembergs Buch einem jungen Forscher damals bieten, der eine Alternative zu diesem Modell suchte und zugleich beabsichtigte, den damals als verdächtig geltenden Weg des historischen Vergleichs anzutreten?

Vor allem beeindruckte mich die Fülle des empirischen Materials, die Breite des Horizonts. Ermuntern wirkte der Mut und natürlich auch die Fähigkeit Lembergs, auf der Basis der empirischen Daten zu generalisieren, Fragen von großer Tragweite zu stellen und zu beantworten. In einer Atmosphäre, in der einerseits auf traditio-

* Dieser Text ist die leicht ergänzte Version eines Vortrages, der am 16. Januar 2004 im Collegium Carolinum gehalten wurde.

nalistischer Seite Generalisierungen als mit dem Metier des Historikers unvereinbar galten, andererseits nur solche Generalisierungen und Erklärungen erlaubt waren, die mit dem offiziellen begrifflichen und methodischen Kanon übereinstimmten bzw. diesem zumindest nicht widersprachen, war das besonders aufbauend. Zudem lieferte Lembergs Buch viele Denkanstöße. Die soziologische Terminologie, der er sich reichlich und wie selbstverständlich bediente, wirkte inspirierend und ich fühlte mich in der Verwendung einiger Termini unterstützt, wie z. B. des Begriffs der „Großgruppe“ im Zusammenhang mit der Definition der Nation, oder des Begriffspaares (nationale) Integration und Desintegration. Bestätigt fühlte ich mich auch in der Ansicht, dass die „Kriterien“ der Nation austauschbar sind, wenngleich mir der Begriff „Kriterium“ zu statisch war und zu nahe an Stalins „Merkmale“ lag.

Die Formierung moderner Nationen im Kontext der gesellschaftlichen Umgestaltung zu beobachten, war zwar keineswegs eine Entdeckung Lembergs. Ich fand es aber wichtig, dass er den „Nationalismus“ nicht im luftleeren Raum, sondern im sozialen Kontext der Veränderung vormoderner „feudaler“ Gesellschaften untersuchte. Nicht zufällig gehörte Karl W. Deutsch zu den wenigen Autoren, auf die er sich nachdrücklich berief. In diesem Zusammenhang soll Lembergs programmatische Interdisziplinarität nicht unerwähnt bleiben. Obwohl er explizit vor allem die Verknüpfung der Geschichte mit der Soziologie forderte, stand er auch den Politologen und Ethnologen nahe, zumindest soweit es in diesen Fächern relevante Arbeiten zum Thema gab. Diese Interdisziplinarität demonstrierte er so überzeugend, dass sie mir ganz natürlich erschien. Erst später sollte ich die Erfahrung machen, dass sie keineswegs so geläufig war.

Andererseits hat mich vor allem das Moralisierende bei Lemberg gestört, besonders im zweiten Band des Nationalismusbuches, in dem er die nationalen Phänomene als Gegenstand der politischen Pädagogik unter die Lupe nimmt, also seine Überlegungen zum „ewigen Traum der Menschheit“ von einer „Welt ohne soziale und nationale Schranken“. Damals – und auch heute noch – war ich der Auffassung, dass man die kausale Analyse vom moralischen Urteil möglichst sauber trennen sollte, wenn man dem Vorwurf einer instrumentalisierenden bzw. ideologisierenden Geschichtsdarstellung vorbeugen will.

Was mich ausgesprochen irritiert hat, war Lembergs Umgang mit dem Begriff „Nation“. Es erschien mir als ein Zeichen von Ratlosigkeit, wenn er diesen Terminus als undefinierbar zur Seite schob – allerdings, nachdem er vor allem im ersten Band seines Buches „Nation“ und „Volk“ auf vielen Seiten synonym benutzt hatte. Seine Wende zum Topos „Nationalismus“ verstand ich daher als Notlösung, seine Definition dieses für seine eigene Arbeit zentralen Begriffs hielt ich für unbrauchbar. Damals – und im Grunde genommen auch heute noch – erschien es mir zu allgemein, und somit für die konkrete Forschung kaum anwendbar, den Nationalismus als bedingungslose Hingabe an das überpersönliche Ganze zu charakterisieren. Außerdem sah ich eine Spannung oder sogar Inkonsequenz in der Einschätzung des Phänomens, die sich bei Lemberg zwischen moralisch neutral (insbesondere in seinen theoretischen Überlegungen) und negativ (im konkreten historischen Fall) bewegt. Wahrhaft inspirierend war indessen für mich, dass Lemberg die sozialen Aspekte des

Nationalen betonte. Allerdings blieb er dabei auf der theoretischen Ebene stehen, was mich in meiner schon zuvor formulierten Überzeugung bestätigte, dass es sich bei der Frage nach den sozialen Bedingungen nationaler Bewegungen, der sozialen Struktur von Gruppen nationaler „Vorkämpfer“, um eine echte Forschungslücke handelte, die nur durch konkrete und am besten komparative Untersuchungen zu schließen war.

Nur wenig konnte ich bei Eugen Lemberg für mein wichtigstes methodisches Problem, die vergleichende Analyse, lernen. Er demonstrierte zwar eine imponierende Faktenkenntnis, stellte die einzelnen Daten aber lediglich nebeneinander. Der Vergleich erschien mir unsystematisch, oft auch willkürlich und im Falle der Nationalismen neuester Zeit zudem ideologisch belastet.

So habe ich von Eugen Lemberg nur wenige Ideen übernommen, aber doch manche Inspiration gewonnen. Seine Interdisziplinarität und sein breiter Horizont haben mich ermutigt, seine Generalisierungen intellektuell angeregt, seine Begrifflichkeit zu erneutem Nachdenken herausgefordert. Doch viel mehr habe ich von Eric Hobsbawm und Karl W. Deutsch profitiert, obwohl ich Letzterem in seiner Überschätzung der sozialen Kommunikation nicht folge. Und im Grunde genommen schien mir damals, in den sechziger Jahren, auch Otto Bauers Begrifflichkeit und Arbeitsweise für meine Zwecke in mancher Hinsicht brauchbarer und methodisch inspirierender zu sein.

Später hatte ich dann Gelegenheit, Eugen Lembergs Werk mit anderen Augen und in einem anderen Kontext neu zu entdecken: nicht als eine mögliche Inspirationsquelle für meine eigenen Arbeiten, sondern als Teil der Geschichte der Forschung zum Problemkreis Nation, Nationsbildung und Nationalismus. Der Umfang und die Bandbreite dieser Forschungen sind seit dem Erscheinen von Lembergs Nationalismusbuch in mehreren Schüben gewachsen, was allerdings nicht bedeutet, dass die Originalität und Relevanz der Ergebnisse all dieser Studien ihrer immensen Zahl entspräche.

Die zentrale Frage bei dieser Wiederbegegnung war, wo Lemberg im Kontext der heute so reichen Nations- und Nationalismusforschung steht. Es galt dabei nicht allein, das Neue in Lembergs Werk zu identifizieren, sondern auch zu prüfen, wie stark er in der traditionellen Forschung verankert ist. Ohne diese traditionellen Elemente, die Lemberg natürlich vor allem mit der deutschen Forschungstradition verbinden, können wir auch das Neue seiner Ideen nicht richtig erfassen.

Das Traditionelle im Denken Eugen Lembergs über die Nation und den Nationalismus sehe ich vor allem in fünf Punkten: Erstens fällt ein starker Historismus auf, den ein Historiker natürlich immer spontan begrüßt, also die Neigung, die Wurzeln des Phänomens bzw. Problems in der Vergangenheit zu suchen, in der Entwicklung dessen, was die ältere Forschung als „Nationalgefühl“ oder „Volksbewusstsein“ bezeichnete. Mit anderen Worten: Die Formierung der Nation wird auch bei Lemberg als eine Entwicklung, die bereits im Mittelalter begonnen hat, beobachtet und kommentiert. Dadurch komplizierte sich allerdings die Aussagekraft des neu eingeführten Begriffs „Nationalismus“.

Zweitens war sein Ausgangspunkt essentialistisch, wenn auch nicht ausgesprochen primordialistisch: Für Lemberg existierte die Nation nicht nur als Wort, nicht

nur als ein Idealtypus im Sinne Max Webers, sondern als soziale Großgruppe. Aus dieser traditionellen Herangehensweise leiteten sich auch die ausführlichen Überlegungen ab, anhand welcher „Merkmale“ man diese Großgruppe Nation bzw. Volk bestimmen könnte. Auch wenn Lemberg bei der Antwort auf diese Frage letztlich resignierte, beharrte er auf der Vorstellung einer „an sich“ existierenden Großgruppe „Volk“ bzw. „Nation“.

Aus der spezifisch deutschen sprachlichen Tradition stammt drittens diese Duplizität der Termini „Nation“ und „Volk“, die scheinbar synonym, aber dann doch in unterschiedlichen Kontexten benutzt werden. Es würde sich allerdings lohnen, zu untersuchen, welche Nuancen sich in Lembergs Texten im Gebrauch von „Volk“ und „Nation“ feststellen lassen.

Viertens war an Lembergs Überlegungen irritierend, dass er diese an vielen Stellen durch Einschübe zu dem damals sehr präsenten Thema Nationalsozialismus unterbrach. Diese Exkurse stören die sonst sehr ausgewogene Auswahl der untersuchten Nationalisierungsprozesse, die geographisch ganz Europa abdecken. Wiederholt greift Lemberg auf die für ihn offensichtlich schmerzhafteste Erfahrung des Dritten Reiches und auf dessen Nationalismusvariante zurück. Immer wieder reagiert er auf Verzerrungen, die durch eine – seiner Ansicht nach übertriebene – Ablehnung all der Gedanken und Theorien entstünden, die zur Vorgeschichte der nationalsozialistischen Ideologie gerechnet werden könnten. Hier ist wohl der Grund für die spontane Übernahme des Volksbegriffs und für die Verteidigung von Herders Gedankengut gegen Vorwürfe zu suchen, dieser sei ein Wegbereiter bzw. Vorläufer der nationalsozialistischen Ideologie gewesen. Aus dem zeitgenössischen Kontext ist diese deutsche Traumatisierung durchaus verständlich. Heute wirken die entsprechenden Passagen seines Buches wie auch Lembergs Auseinandersetzung mit dem Stalinismus unorganisch und unangemessen politisierend.

Fünftens übernahm Lemberg aus der früheren Forschung auch den psychologisierenden Ansatz, den er weiter vertiefte und auf eine nicht traditionelle Art anwandte.

Viel wichtiger und interessanter sind aber die Kapitel seines Nationalismusbuches, die etwas wirklich Neues brachten und – um meinen Schluss gleich vorwegzunehmen – in mancher Hinsicht bahnbrechend waren. Manchmal antizipierten sie sogar Thesen, die erst viel später in der (vor allem der deutschen Literatur unkundigen anglo-amerikanischen) Forschung als Neuheiten präsentiert wurden.

Bahnbrechend war vor allem die Einführung des Terminus „Nationalismus“ in die deutsche und eigentlich in die gesamte kontinentale Forschung. Natürlich war der Begriff in der Sprache der Politik und des Journalismus geläufig, und zwar eindeutig mit negativer Konnotation. Von der amerikanischen Forschung inspiriert, versuchte Lemberg, „Nationalismus“ jedoch als analytischen Begriff, als einen Teil des methodischen Instrumentariums, zu etablieren. Er bekannte sich explizit zu der „distanzierten anglo-amerikanischen Betrachtungsweise“, wie er sie z. B. bei Carlton Hayes fand, der schrieb, solange der eine Nationalismus als gut, der andere als böse gelte, könne es nicht zu einer ausreichenden Theorie des Nationalismus kommen. Das „Neutrale“ verstand Lemberg als die integrierende und zugleich nach außen abgrenzende Kraft, die der Nationalismus in nationalen oder quasinationalen Großgruppen

entfaltet. Dieses Argument kehrt übrigens fast vierzig Jahre später in Dieter Lange-wiesches Kritik an Otto Danns Nationalismuskonzept wieder.

In diesen Zusammenhang gehört auch Lembergs Auseinandersetzung mit Hans Kohns Dichotomie des liberalen, progressiven (westlichen) und ethnisch-rassistischen, reaktionären (deutschen bzw. osteuropäischen) Nationalismus. Allerdings erleichterte sich Lemberg die Kritik an Kohns Konzept durch eine Sinnverschiebung bzw. Fehlinterpretation Kohns: Handelte es sich doch bei Lembergs Interpretation der Kohnschen Dichotomie um eine Gegenüberstellung von Zionismus und deutschem Nationalismus. Doch hat Lemberg durchaus Recht, wenn er schreibt, dass der Kohnsche Nationalismusbegriff den Leser im Unklaren darüber lasse, worauf er bezogen sei.

Natürlich musste sich auch Lemberg in der Mannigfaltigkeit positiver und negativer Erscheinungen und Einstellungen orientieren, die er unter diesem Sammelbegriff subsumierte. Wie vor ihm bereits Hayes, versuchte Lemberg dieses Problem durch Adjektive zu lösen. Auch er unterscheidet – teilweise im Widerspruch zu seiner theoretischen Annahme der „Neutralität“ des Begriffs – zwei Sorten von Nationalismus: den „primitiven“, der egoistisch die Priorität des eigenen Landes betont, und den „ideologischen“, in dem er den eigentlichen Nationalismus sieht. Dieser verlange vom Einzelnen die Unterordnung unter das Ganze und sei moralisch ambivalent. Er trage sowohl negative Züge (Hass, Egoismus, Selbstüberschätzung) als auch positive, zu denen Lemberg – nicht besonders überzeugend – schöpferische Kraft und kulturelle Leistungen zählt.

Auch im „praktischen“ Gebrauch des Begriffs „Nationalismus“ war Lemberg also nicht immer konsequent, er schwankte zwischen einem neutralen und einem negativen Verständnis des Phänomens. Dieses Problems war er sich durchaus bewusst, in seinem abschließenden Exkurs zu Band zwei des Nationalismuswerkes thematisierte er es ausdrücklich. Hier führte er auch terminologische Alternativen zum negativ konnotierten Nationalismus wie „Vaterlandsliebe“ oder „Patriotismus“ auf. Analog bemerkte übrigens auch Ernest Gellner zwanzig Jahre später auf den letzten Seiten seines Buches, der Nationalismus sei eine besondere Art von Patriotismus. Diese Schwankungen in Lembergs Nationalismusbegriff schmälern seine Vorreiterrolle auf diesem Gebiet aber keineswegs.

Wenn ich diese Pionierleistung hervorhebe, bedeutet das natürlich nicht, dass ich die Meinung teile, es sei nützlich und progressiv gewesen, diesen Terminus einzuführen. Schließlich stehen wir heute vor einem begrifflichen Scherbenhaufen, einem Durcheinander, in dem alles, was mit der Nation zu tun hat, als Nationalismus verstanden wird (natürlich mit Ausnahme der amerikanischen Nation, die den Begriff des „Patriotismus“ für sich besetzt hat). Aber das konnte Lemberg Anfang der 1960er Jahre nicht ahnen, als er sich beklagte, es gäbe viele materialreiche Studien über Nationen, aber keine „Nationalismustheorie“. Heute sind wir umgekehrt mit einer Überproduktion von Theorien konfrontiert, die mit der empirischen Forschung, ja überhaupt mit der Kenntnis von empirischen Daten, nur wenig zu tun haben.

Einer anderen methodischen Neuerung Lembergs kann man allerdings ohne jedes Zögern zustimmen: seinem Ruf nach einer interdisziplinären Forschung unter der

Beteiligung von Historikern, Ethnologen, Soziologen und Psychologen. Und Lemberg blieb nicht bei frommen Wünschen, sondern setzte seine Forderung in seiner eigenen Forschungspraxis konsequent um. Mit seinem Nationalismusbuch legte er ein für die Zeit sehr gelungenes Beispiel dafür vor, wie historische, soziologische und sozialpsychologische Betrachtungsweisen kombiniert und organisch verbunden werden können.

In der eigentlichen Analyse sollte vor allem auf Lembergs Erklärungsmodell für die Entstehung des Nationalismus eingegangen werden: Ein zentrales Element seines Modells ist die Auffassung, dass die neuzeitliche Entwicklung der Technik und der Produktion – kurz die Industrialisierung – auch soziale und kulturelle Veränderungen erforderte. Die Industrialisierung führte vor allem zu einer neuen Arbeitsteilung, einer neuen Abstufung von Abhängigkeiten, wodurch neue soziale Gruppen mit neuen spezifischen Interessen entstanden. Diese neuen Gruppen mussten sich integrieren und brauchten, um sich nach außen abgrenzen zu können, ein Kriterium, das sie von anderen Gruppen unterschied und ihre Gemeinsamkeiten betonte. In Lembergs Typologie war das im Falle des „Risorgimento-Nationalismus“ das Bedürfnis, anstelle der alten, ständisch verankerten und auf Ungleichheit beruhenden Abhängigkeiten ein neues Kriterium der Bindung und der Gemeinsamkeit zu finden. Dieses wurde aus einem „kulturellen Merkmal“ – d.h. auch der Sprache – abgeleitet. Damit war, so Lemberg, der Weg zur modernen Nation frei.

Wenn man sich hier an Gellners Interpretation der Genese des Nationalismus durch die Industrialisierung erinnert fühlt, ist das eine richtige Assoziation. Allerdings bezweifle ich stark, dass Gellner Lembergs Nationalismusbuch kannte, auf seiner Literaturliste für deutsche Leser fehlt es auf jeden Fall. Aber es gibt noch eine weitere Parallele. Wie Gellner bringt Lemberg den Nationalismus mit dem Zerfall der alten ständischen Bindungen in Zusammenhang. Auch hier ist Lemberg anderen Forschern voraus. In der deutschen Forschung steht er damit am Anfang einer Reihe, deren Ende vielleicht das zuletzt erschienene kleine Buch über den Nationalismus von Hans-Ulrich Wehler bildet. Natürlich argumentieren diese beiden Autoren raffinierter, auch ihr Vokabular ist zum Teil ein anderes. Das ändert aber nichts an dem zeitlichen Primat Eugen Lembergs. Allerdings war Lemberg selbst auch Teil einer Entwicklungslinie: Was die These von der Nationsbildung aus der Industrialisierung betrifft, war er stark von den Arbeiten seines um zehn Jahre älteren Landsmannes Karl W. Deutsch inspiriert.

Liest man das Kapitel über die Rolle der Romantik, fühlt man sich an eine andere aktuelle Diskussion über die Genese des Nationalismus erinnert. Heute ist es wieder Mode, auf die romantischen Wurzeln der Nation hinzuweisen. Die Vertreter dieser Auffassung sehen sich in der Tradition von Hans Kohn und versuchen, über eine idealistische Interpretation des Nationalismus aus dem Geist der Zeit die Realität der Nation und ihrer Mitglieder zu ignorieren. Obwohl er die romantischen Elemente im nationalen Denken nicht leugnete, wusste schon Eugen Lemberg, dass eine solche Vereinfachung nicht zulässig ist. Leider geht den neuen Anhängern der romantischen Interpretation auch jene differenzierte Betrachtungsweise ab, die wir bei Lemberg finden. Lemberg begreift die Romantik – den „romantischen Volksbegriff“ – nicht nur als eine konservative, rückwärts gewandte Kraft, sondern auch als eine

zukunftsweisende, mit demokratischen Elementen arbeitende Bewegung. Er spricht sogar vom „revolutionären Prinzip des romantischen Weltbildes“. Verglichen damit ist – um nur ein Beispiel zu nennen – die einseitige, ideologisch voreingenommene Auffassung einer Liah Greenfeld vom deutschen Nationalismus, den sie für reaktionär hält, weil er dem romantischen Ideengut entsprungen sei, keineswegs als ein Schritt nach vorne zu betrachten.

Obgleich Lemberg die Definierbarkeit der Nation schließlich in Frage stellte, waren seine Überlegungen zu diesem Thema in seiner Zeit nicht zuletzt deswegen innovativ, weil er die Frage nach der „Austauschbarkeit der Kriterien“ der Nation stellte. Seiner Auffassung zufolge konnte die Großgruppe Nation auch durch von Fall zu Fall differierende, nicht-ethnische Kriterien integriert werden. Damit signalisierte er die Loslösung von der dogmatischen Vorstellung, es könne eine allgemein verbindliche Definition der Nation durch eine feste Kombination von Kriterien geben. Diese Wende war nicht ganz originell, wir finden einen ähnlichen Hinweis z. B. bei dem Soziologen Pitirim Sorokin. Lemberg setzt allerdings voraus, dass die Merkmale oder Kriterien, über die sich eine Nation integriert, von den Mitgliedern der Großgruppe akzeptiert werden müssen.

Lemberg verfolgte diese Austauschbarkeit vor allem in diachroner Linie. Er ging davon aus, dass ein und dieselbe Nation im Laufe der Zeiten anhand ganz unterschiedlicher Merkmale charakterisiert werden könne. Ich würde hingegen die synchrone Perspektive stärker betonen, also die Austauschbarkeit im Sinne einer wechselnden Kombination von Merkmalen oder besser gesagt von Beziehungen und Bindungen verschiedener Nationen. Sehr modern und innovativ wirkt Lembergs These, die jeweiligen Integrationskriterien könnten ihre Rolle dadurch spielen, dass sie von den Mitgliedern dieser Nation selbst als ihre Gemeinsamkeit aufgefasst würden. Also ein Schritt in Richtung Diskursanalyse bei Eugen Lemberg? Man ginge zu weit, würde man seine Auffassung als vor-postmodernistischen Ansatz deuten. Schließlich waren für Lemberg bei der Integration von Nationen auch objektive Bindungen relevant – ohne das zu sehen, lässt sich seine Hochschätzung für die Theorie Karl W. Deuschs nicht nachvollziehen.

Die Schlussfolgerungen, die Lemberg aus dem Konzept der Austauschbarkeit der Kriterien zog, sind, kombiniert mit seiner breiten Auffassung des Nationalismus, ein Beleg dafür, wie fruchtbar der Versuch ist, auf den Begriff der Nation zu verzichten und sich konsequent auf den Nationalismus zu konzentrieren. Eugen Lemberg ging in seiner Suche nach einer Definition des Nationalismus sehr weit und gelangte zu einer mutigen theoretischen Innovation. Dadurch, dass er den Terminus „Nationalismus“ als „Integrationsideologie“ verstand, hob er ihn auf eine höhere Abstraktionsebene. Den Nationalismus charakterisierte er als „bedingungslose Hingabe“ an eine „überindividuelle Instanz“, also an eine Autorität, die mehr sein konnte als die Großgruppe Nation. Diese Hingabe war für ihn mit der „Preisgabe der individuellen Selbstbestimmung im Dienste einer Gruppe“ identisch, wobei die Nation nur als eines der möglichen Bezugsobjekte erscheinen konnte.

Dieser Ansatz war seinerzeit sehr innovativ, hat sich aber als unproduktiv erwiesen. Denn versteht man den Nationalismus als die zentrale Integrationsideologie mit austauschbaren Kriterien, sind die Kriterien letztlich irrelevant, entscheidend ist

allein die Kraft der Integration. So gesehen, könnte jede Form „bedingungsloser Hingabe“ als ein Anzeichen für Nationalismus identifiziert werden, unabhängig davon, ob es sich um das Ergebnis staatlicher, politischer oder konfessioneller Integration handelt. Und jede Integrationsideologie könnte als Nationalismus verstanden und bezeichnet werden. Lemberg illustrierte also unfreiwillig eine der Gefahren, die einem von der Nation getrennten Verständnis des Nationalismus immanent ist: Mit seinem Versuch, den Begriff auf höchstem Abstraktionsniveau zu definieren, geriet er im Grunde genommen in eine terminologische Sackgasse.

Trotzdem enthielten diese Überlegungen eine weiterweisende Perspektive. Lemberg reagierte mit seinem Ideologiebegriff auf das – im Grunde genommen bis heute bestehende – Desiderat der sozialgeschichtlichen und soziologischen Forschung an einem die Integration von Großgruppen subsumierenden Oberbegriff. Beschreiben wir diese Integrationsprozesse als Hingabe an eine überpersönliche Großgruppe – also an eine politische Partei, Konfession, den Staat oder eine Klasse –, erfassen wir sicher gewisse Analogien. Ein verbindlicher, allgemein akzeptierter Begriff für dieses Phänomen fehlt damit aber immer noch und es würde lediglich Verwirrung stiften, würden wir als Ersatzbegriff den des „Nationalismus“ wählen.

Meiner Ansicht nach könnte die „Identität“, ein Terminus, den Lemberg nicht kannte bzw. nicht benutzte, die Rolle dieses Oberbegriffs übernehmen, und zwar in dem Sinne, in dem dieser seit etwa zwei Jahrzehnten von Forschern wie Anthony Smith verwendet wird. Der Begriff „Identität“ könnte die fragwürdige und belastete „Ideologie“ ersetzen und wäre zugleich viel flexibler. Lemberg stand vor der Schwierigkeit, den Anspruch der Ideologie auf Exklusivität mit der empirischen Tatsache zusammenzubringen, dass Menschen stets in verschiedene Gruppen integriert werden. Dieses Dilemma ergibt sich bei der Arbeit mit einem Identitätsbegriff nicht, dem die Annahme zugrunde liegt, dass es stets eine Vielzahl von Identitäten gibt.

Man muss gerechterweise aber sagen, dass Lemberg die „Hingabe“ nicht so idealistisch verstand, wie man auf den ersten Blick vermuten könnte. Im Gegenteil, er formulierte es als eine der nächsten Aufgaben der soziologischen Forschung, die sozialen Ursachen zu untersuchen, die sich im nationalen Formierungsprozess als gruppenintegrierende Kräfte erwiesen haben. In diesem Zusammenhang richtete er drei Forderungen an die Soziologie: Erstens sollte sie die Rolle der Ideologie, vor allem deren gruppenintegrierende Funktion, untersuchen. Zweitens sollte sie das Verhalten dieser Großgruppen selbst – ihr Entstehen und Vergehen – unter der Perspektive analysieren, welche Kräfte der Integration in ihnen wirkten. Und drittens sollte sie prüfen, unter welchen Bedingungen solche ideologischen Kräfte der Integration auftreten, einen bestimmten Grad und bestimmte Funktionen erreichen bzw. unter welchen Bedingungen sie wieder verschwinden und von anderen Integrationskräften abgelöst werden.

Es ist übrigens signifikant, dass Lemberg in seinem eigenen Werk die Ansicht, der zufolge der Nationalismus die alles dominierende Integrationsideologie darstellt, selbst nicht konsequent umsetzte. Dazu hätte er sein Buch auch von Grund auf anders konzipieren müssen. Zum Beispiel hätte er nicht die These vertreten können, dass die Nation und der Nationalismus spezifisch europäische Phänomene sind,

deren äußere Merkmale im 20. Jahrhundert auch nach Asien und Afrika „exportiert“ wurden. Von dieser Beobachtung ausgehend, skizzierte er eine Übersicht über diese Phänomene auf anderen Kontinenten, die schon deswegen interessant ist, weil sie uns zeigt, wie weit der Nationalismus vor dem Beginn der Entkolonialisierung in der Welt verbreitet war. Mit der Orientierung an systematischer Information hob sich Lemberg gegenüber vielen späteren Autoren wie z.B. Benedict Anderson oder Eric Hobsbawm, die Ereignisse außerhalb Europas nur am Rande erwähnen, positiv ab.

Zu den produktiven Inkonssequenzen in Lembergs Werk gehören auch seine Überlegungen zur historisch begründeten Typologie der Formierung moderner Nationen – also nicht nur der Nationalismen. Seine Unterscheidung zwischen der „Geburt der Nation aus dem Territorialstaat“ und der „Geburt aus Sprache, Kultur und Idee“ ist nur scheinbar selbstverständlich: Sie fehlt bis heute vor allem bei den zahlreichen, meist anglo-amerikanischen Autoren, die sich ausschließlich auf den Nationalismus konzentrieren. Formulierungen wie „Geburt aus der Sprache“ klingen für uns heute zu „idealistisch“. Solche Formulierungen waren, nicht anders als der Begriff „Risorgimento-Nationalismus“, der uns vielleicht auch nicht sehr glücklich erscheint, vom damaligen Zeitgeist bestimmt. Auch spricht Lemberg in Bezug auf diesen Nationalismus vom „Minderwertigkeitskomplex“ der kleinen Völker. Doch die Analogie zur Kohnschen Dichotomie ist nur partiell: Im Unterschied zu Kohn reduziert Lemberg seine Typologie nicht auf das Ost-West-Schema. Vielmehr arbeitet er mit den konkreten historischen Ausgangssituationen, in denen die jeweiligen nationalen Formierungsprozesse ihren Anfang nahmen.

Noch eine andere damals originelle Beobachtung Lembergs aus seinen historischen Überlegungen soll hier erwähnt werden, nämlich seine (übrigens komparativ begründete) Meinung, dass die Strukturelemente des modernen „Nationalismus“ – wir können hier bei seiner Terminologie bleiben – seit dem Mittelalter mit dem bürgerlichen Milieu verbunden waren. Zu dieser These war Lemberg bereits in den 1930er Jahren gelangt, in der er einen für die damalige Zeit gewagten Vergleich des nationalen Gedankengutes in den flämischen Städten des 14. Jahrhunderts mit dem der hussitischen Bewegung unternahm. Diese Arbeit wurde zwar schon vor dem Krieg publiziert, blieb in Deutschland aber ebenso nahezu unbekannt wie im tschechischen Milieu.

Zuletzt möchte ich noch auf einen signifikanten Widerspruch in Lembergs Nationalismuswerk eingehen. Einerseits erwartet er von der soziologischen Forschung eine vertiefte Analyse des Verhaltens der Großgruppen und der sozialen Bedingungen für die Wirkung von Integrationsideen. Er spricht von Menschengruppen, die zu Trägern und Vorkämpfern bestimmter Ideen wurden. Andererseits findet man bei ihm ein überraschend geringes Interesse an der Konkretisierung der sozialen Träger des nationalen Gedankens. „Nationalismus“ wirkte in seinem Text entweder als eine abstrakte Kraft oder als eine irgendwie von oben unpersönlich durchgesetzte Ideologie. Das illustrieren Wendungen wie „man hatte eine Sendung“ bzw. „man liebte das Vaterland“. Zwar finden sich in Lembergs Text auch konkrete Hinweise auf nationalistische Einstellungen oder Gedanken, diese werden aber ausschließlich großen Persönlichkeiten, bekannten Intellektuellen, Herrschern oder Politikern

zugeschrieben. Wie die Lage der national zu integrierenden Bevölkerung aussah, war keine Frage, die Lemberg interessierte. Mit anderen Worten: Es fehlt hier die Hobsbawmsche „Perspektive von unten“.

Fazit

Wie ist also das Werk Eugen Lembergs in die Entwicklung der Nationalismusforschung einzuordnen? Indem Lemberg den Nationalismus als eine grundlegende Ordnungs- und Formierungskraft der Nation betrachtete, reihte er sich in die Linie der „subjektivistischen“ Autoren ein. Zugleich war ihm jedoch bewusst, dass die Aufnahme bzw. Ausbreitung des Nationalismus kausal aus den sozialen und politischen Zusammenhängen zu deuten ist und der Forscher nach objektiven – d. h. von subjektiven Wünschen unabhängigen – Faktoren fragen muss. Insofern ist Eugen Lemberg, was die spätere Forschung angeht, in der Nähe von Ernest Gellner oder John Breuilly zu verorten. Er war zwar Subjektivist, aber zugleich auch Empiriker und Systematiker. Er gehörte nicht zu den radikalen Konstruktivisten, die der Nation überhaupt keine oder eine nur sehr kurze Vergangenheit zugestehen. Die objektiv existierenden Merkmale der Nation lehnte er nicht ab, vielmehr akzeptierte er sie als Bausteine des nationalen Bewusstseins. Auch war er kein Schwärmer, verstand die Nation nicht als Unglück oder Unfall der Geschichte. Die „Neutralität“ des Begriffs Nationalismus bedeutete für ihn eher eine Anerkennung der Ambivalenz dieses Phänomens, das sowohl positiv als auch negativ wirken kann.

Lemberg zählt zu den wenigen Autoren, die sich nicht nur verbal zum Prinzip der Interdisziplinarität bekannten, sondern Interdisziplinarität auch praktizierten. Damit steht er unter den historisch orientierten Forschern in einer Reihe mit historischen Soziologen und Politologen wie Stein Rokkan, Charles Tilly oder Anthony Smith.

Bahnbrechend an Lembergs Denken war die Überregionalität seiner Perspektive. Im Unterschied zu den meisten deutschen Autoren begrenzte er sich nicht auf die deutsche bzw. deutsche und französische historische Realität, sondern führte den europäischen Westen und den Osten Europas zusammen – und das in der Zeit des Kalten Krieges und in einem Land, in dem der Blick nach Osten sogar institutionell von der gesamteuropäischen Perspektive abgetrennt worden war.

Auch mit seinem Versuch, die politische Pädagogik in die historisch orientierte Nationalismusforschung einzubeziehen, stand und steht Lemberg, obwohl sich seine Grundüberzeugungen durchaus mit denen der meisten Politologen der Gegenwart decken, ziemlich einsam da. Lemberg argumentierte, dass wir uns in der zivilen Gesellschaft mit dem Phänomen Nationalismus abfinden müssen. Keine Toleranz dürfe es allerdings für den integralen Nationalismus geben.

Die methodischen Ansätze wie das breite empirische Material machen Eugen Lembergs Nationalismusbuch von 1964 zu einer Lektüre, die auch heute noch inspirierend wirken kann, wengleich uns manches methodisch inkonsequent und anderes voreingenommen erscheinen mag. Trotzdem ist dieses Werk nahezu vergessen. Dass Lemberg von der anglo-amerikanischen und französischen Forschung nicht rezipiert wurde, lässt sich mit der Sprachbarriere erklären. Doch dass seine

Nationalismustheorie auch in der deutschen Debatte keine Rolle spielt, sein Buch oft nicht einmal als bibliographischer Hinweis aufscheint, ist verwunderlich. Die inkonsequenten und mitunter veraltet klingenden Begriffe Lembergs bilden dafür sicher eine der Ursachen. Ich meine aber, dass Lemberg in erster Linie aufgrund der Interdisziplinarität und überregionalen Perspektive seiner Arbeit in Vergessenheit geraten ist. Für die Soziologen war er zu historisch, den Historikern schien er zu soziologisch und theorielastig. Den Spezialisten für die deutsche Geschichte war sein Blick zu übernational, Fachleuten für die allgemeine Geschichte wiederum zu osteuropäisch. Zwischen den Fächern und verschiedenen Strömungen stände Lemberg auch heute wieder; daher fehlen für eine „Wiederentdeckung“ seines Nationalismuswerkes derzeit zumindest in der deutschen Forschung wohl die Verbündeten: Den Konstruktivisten wäre er zu essentialistisch, seine Sprache wäre nicht theoretisch genug, für die traditionellen Historiker wäre er zu stark generalisierend. So wird Eugen Lemberg ein Geheimtipp für Spezialisten bleiben.

Zur Literatur

- Anderson, Benedict*: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism. London 1983.
- Bauer, Otto*: Die Nationalitätenfrage und die Sozialdemokratie. Wien 1924 (Marx-Studien 2).
- Brennly, John*: Nationalism and the State. Manchester 1992.
- Dann, Otto*: Nationalismus. Hamburg 1978 (Historische Perspektiven 11).
- Deutsch, Karl W.*: The Integration of Political Communities. Hg. von Philip E. Jacob. Philadelphia 1964.
- Ders.*: Nationalism and Social Communication An Inquiry into the Foundations of Nationality. Cambridge/Mass. 1969.
- Gellner, Ernest*: Nations and Nationalism. London 1983 (deutsche Ausgabe: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991).
- Giesen, Bernhard* (Hg.): Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewusstseins in der Neuzeit. Frankfurt a. M. 1991.
- Greenfield, Liah*: Nationalism. Five Roads to Modernity. Cambridge/Mass. 1993.
- Hayes, Carlton J. H.*: The Historical Evolution of Modern Nationalism. New York 1931.
- Hobsbawm, Eric J.*: Nations and Nationalism since 1780. Programme, Myth, Reality. Cambridge 1990.
- Kohn, Hans*: Die Idee des Nationalismus. Ursprung und Geschichte bis zur Französischen Revolution. Frankfurt a. M. 1962.
- Langewiesche, Dieter*: Nation, Nationalismus, Nationalstaat: Forschungsstand und Forschungsperspektiven. In: Neue politische Literatur 40 (1995) 190-236.
- Lemberg, Eugen*: Nationalismus. 2 Bde. Reinbek bei Hamburg 1964, 1968.
- Ders.*: Wege und Wandlungen des Nationalbewusstseins. Studien zur Geschichte der Volkwerdung in den Niederlanden und in Böhmen. Münster 1934 (Deutschtum und Ausland 57/58).
- Smith, Anthony*: National Identity. Reno/Nev. 1994 (Ethnonationalism in Comparative Perspective).
- Sorokin, Pitirim*: Society, Culture, and Personality. New York, London 1947.
- Wehler, Hans-Ulrich*: Nationalismus: Geschichte, Formen, Folgen. München 2001.